

Nr. 207. Bromberg, den 10. September 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.

Von Ludwig Thoma.

(28. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Schnaase tastete sich am Geländer über den Steg, ging auf das Licht zu, stolperte über Baumscheiben und stand endlich vor der Haustüre, die verschlossen war.

Er klopfte.

Frau Margaret kam gerade aus der Küche und hörte es.

„Wer is da?"

„Ich bin's."

„Wer?"

„Rentier Schnaase aus Berlin. Bitte, lassen Sie mich nur 'n Momang unterstehen!"

Margaret öffnete und sah mit herzlichem Mitleid den barhäuptigen, ganz aus dem Leim gegangenen Mann vor sich stehen.

Das Wasser lief an ihm herunter und rann über den Fußboden.

„Mahlzeit, verehrte Frau Oßwald! Sie wer'n sich denken . . ."

„Is Ihnen was passiert?"

„Nee, das heißt: ja. Ich bin so 'n bißchen aus der Fassong geraten, wie Sie sehen. Ich wollte meinen gewohnten Abendbummel machen, und denn kam das heillose Wetter . . . hören Se nur, wie's plantscht!"

„Aber so können S' doch net bleib'n in die nass'n Kleider! Martin!"

Die Türe der Wohnstube ging auf, und Konrad kam heraus. Die Mutter ließ ihm keine Zeit zum Fragen.

„Führ an Herrn Schnaase zu dir nauf und gib ihm was zum Anzieh'n. So dürfen S' net bleib'n, da müßten S' ja krank wer'n!"

„Sie sind zu liebenswürdig, aber das kann ich doch nich annehmen . . ."

„Na . . . na . . . gehen S' no gleich nauf und ziehen S' was Trockens an!"

Im Zimmer oben erzählte Schnaase dem teilnehmenden jungen Manne, wie er nach seiner Gewohnheit abends noch 'n bißchen ins Freie ging, und wie er das drohende Gewitter nich weiter beachtete, und plötzlich, wie er schon weit außen in den Feldern war, ging's los, aber nich zu knapp! Und denn Nacht un Dunkelheit, da kam er vom Wege ab. „'n wahres Glück, daß es nich hagelte. Denken Se sich, ohne Hut! Den hatte der Wind genommen, bei dem Feldkreuz, in der Nähe, und denn ging's druff, Donnerkiel! Na, weil ich nur unter Dach und Fach bin. Hören Se mal, Ihre Mutter is aber wirklich ne famose Frau! So was Liebenswürdiges! Und daß Sie mir nun trockne Kleider geben, das is alles möglich . . . so . . . na, die Hose is 'n bißchen knapp. Mit den Jahren kommt das Ambopoäng . . . Wie ich so alt war wie Sie, war ich schlank wie ne Tanne . . . ah! Und frische Socken! Das is 'n großartiges Gefühl . . . das kennt nu allerdings der große Erotiker nich . . . Verkehren Se übrigens viel mit dem Schenke?"

„Mit wem?"

„Na, mit dem Menschen mit den Kulleroogen, der sich hier fälschlicherweise als Dichter ausgibt. Is nämlich gar keener, kann ich Ihnen nur sagen. Meine Frau hat ihn protegiert, weil se alles, was nach Literatur riecht, protegieren muß . . . aber ich wer' den Schieber rausschmeißen . . Sind Se froh, wenn Se ihn nich kennen . . . So . . . Nu den Rock. Zuknöppen kann ich 'n nich . . . meine Frau wird kieken, wenn ich in den Kledaschen ankomme . . ."

„Sie müss'n noch wart'n, Herr Schnaase, bis der Regen aufhört."

„Ja? Karline wird sich allerdings ängstigen . . . aber es gießt immer noch wie mit Kannen."

Sie gingen in die Wohnstube, wo Herr Schnaase seine Erlebnisse auf freiem Felde mitten im entfesselten Sturme schilderte, mit stärkeren Worten, als sie Michel, der rauchend in einer Ecke saß und zuhörte, all sein Lebtag für die grimmigsten Taifuns gefunden hatte.

Der Regen ließ nach, und Konrad erbot sich, den Gast auf dem kürzesten Wege über die Sattlerstiege heimzuführen.

Schnaase nahm die Freundlichkeit gerne an und verabschiedete sich wortreich von den braven Leuten.

„Da wären wir nu glücklich," sagte er aufatmend zu Konrad, als sie auf den Marktplatz kamen und die gastfreundliche Laterne der Post sahen.

„Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen, nee wirklich! Und so was vergesse ich nich, und wenn Se mal nach Berlin kommen und irgendwie, es kann ja mal vorkommen, in ne Situation geraten, dann wenden Se sich vertrauensvoll an mich! Das verlange ich ganz einfach von Ihnen."

Er schüttelte dem jungen Manne väterlich die Hand und schritt, aus so dringenden Gefahren gerettet, sehr erleichtert, sehr gehoben, dem Eingange der Post zu.

Freilich, oben im Schlafzimmer brannte Licht, und das bewies, daß man ihn erwartete; vermutlich mit einer Mischung von Angst und Empörung, und er sah ein strenges Examen voraus.

Aber das konnte Gustav Schnaase nicht erschrecken. Was Examina anlangte und forschende Fragen, da konnte ihm nichts Schlimmes passieren. Da war er gefeit, denn im Schildern, Ausmalen und Erfinden tat es ihm keiner zuvor.

Von Stine erfuhr er schon an der Türe, daß seine Frau Herzkrämpfe habe.

Das Mädchen sah ihn seltsam an. War's wegen des Anzugs — — oder?

Na, wenn Stine schon was wußte, würde sie nicht petzen. Dagegen gab's Mittel.

„So . . . so . . . Herzkrämpfe?"

Das war das stärkste Hausmittel, um ihn zu zerschmettern, aber es war nicht mehr neu.

Er schlich sich auf den Zehenspitzen ans Bett.

Karoline sah starr zur Decke empor und stöhnte; eine Hand hatte sie an die Herzgrube gepreßt, mit der andern krallte sie über die Decke, um ihre Schmerzen anzudeuten.

„Karlineken!" flüsterte Schnaase.

Die Kranke verriet durch keine Bewegung, daß sie sein Kommen bemerkt hatte.

„Warum haste keinen heißen Umschlag? Das ist doch immer das Beste! Henny könnte es wirklich wissen. Stine!"

„Laß das!" sagte Frau Schnaase knapp und bestimmt.

„Na, wenn du nich willst, aber du weißt doch, der Arzt hat dir heiße Umschläge empfohlen. Ist dir schon etwas besser?"

Keine Antwort.

Er setzte sich auf einen Stuhl ans Bettende und drehte die Daumen übereinander. Mal vorwärts, mal rückwärts.

„Tja ... ja ..." sagte er.

Ein starkes Verlangen nach einem Glase Bier und einer Zigarre überfiel ihn.

„Hör mal, Karline, es ist doch besser, ich schicke dir Stine mit n' heißen Umschlag ..."

Keine Antwort.

„Außerdem", sagte Schnaase, „muß ich was zu mir nehmen. Ich bin total erschöpft ..."

Die Kranke wandte sich fast ungestüm gegen ihn.

„Das sähe dir ja ähnlich, diese Rücksichtslosigkeit. Nicht genug, daß du mich in die tödlichste Angst versetzt hast, willst du nu wieder gehen und kneipen ..."

„Na! Denn nich ..."

Er fiel auf seinen Stuhl zurück und mußte ein paarmal heftig niesen.

„Da haben wir die Bescherung. Ich krieg 'n Schnuppen."

Karoline fühlte kein Mitleid. Sie sagte ohne krankhafte Schwäche im Tone:

„Ich reise morgen ab."

„Wie meinste?"

„Ich reise morgen ab."

„Schön. Ich habe doch nischt dagegen. Reisen wir eben. Hoffentlich hast du dich bis morgen so weit erholt ..."

„Auf meine Gesundheit hast du wohl noch nie Rücksicht genommen. Aber ... wie siehst du denn aus?"

Sie musterte mit entsetzten Blicken den fremden Anzug, der die Fülle ihres Mannes zusammengepreßt hielt.

„Wie man eben aussieht, wenn man auf freiem Felde vom Gewitter überrascht wird, und wenn die Blitze rechts und links einschlagen, daß man betäubt is un sich gerade noch in ein fremdes Haus flüchtet und von mitleidigen Menschen 'n trocknen Anzug bekömmt. Es waren übrigens die Eltern von dem jungen Maler, und ich muß sagen, sie haben sich tadellos benommen und waren von einer Nettigkeit ... Tja ... Karline ... ich hätte den Tod davon haben können, aber du bist ja nicht in der Laune oder nich in der Lage, mich anzuhören, und wenn ich dir sage, daß ich erschöpft bin und was zu mir nehmen muß, denn findest du mich rücksichtslos ..."

„Du kannst dir von Stine etwas heraufbringen lassen, denn wieder warten, bis es dir gefällig ist, endlich zu kommen, das fällt mir nich ein. Vielleicht erinnerst du dich, daß ich dir schon beim Abendessen sagte, ich habe mit dir über eine sehr wichtige Angelegenheit zu sprechen?"

„Also, dann rasch 'n Glas Bier und kalte Platte, und ich hätte zu gerne ... aber Rauchen kannste wohl nich vertragen?"

„Wie du nur fragen magst! Im Schlafzimmer und wenn ich Herzkrämpfe habe!"

„Immer noch?"

„Du weißt, daß es nich so schnell vorübergeht ... ich sollte überhaupt nicht sprechen ... aber die Angelegenheit ist so dringend ..."

Nachdem Stine Bier und geräucherte Zunge gebracht hatte, erzählte Karoline, daß Tante Jule geschrieben habe, daß Fritz Giesecke um Henny anhalten wolle, und daß Gieseckes einverstanden seien, und daß man sich also entscheiden müsse ...

Sie trug das meiste lebhaft und wie eine gesunde Frau vor; nur manchmal dämpfte sie die Stimme und griff sich mit einer schmerzlichen Gebärde ans Herz, um Schnaase nicht ganz von dem Bewußtsein der Schuld abzubringen.

Das war ratsam, denn er aß mit sichtlichem Wohlbehagen.

„Ich bin ganz mit einverstanden," sagte sie. „Henny auch, und ich denke, du wirst nichts dagegen haben, denn die Partie ist gut, und was noch mehr ist, sie ist passend. Die jungen Leute harmonieren in ihren Neigungen, was ja doch die einzige Gewähr für eine glückliche Ehe bietet ..."

Karoline seufzte bei diesen Worten.

„Er hat auch Pinke", sagte Schnaase mit vollem Munde. „Un Pinke gibt die richtige Harmonie."

„Also, wenn du keine Bedenken hast ..."

„Nee, hab' ich nich. Im Gegenteil Fritz is 'n tüchtiger Bengel, un Gieseckes Häuser in der Jakobstraße unterstützen den Antrag. Ich finde auch, es is höchste Zeit, daß mal Ernst wird, denn die zärtlichen Blicke von dem James Dessauer und den anderen Ballschmeißern sin mir schon lange über ..."

„Es kann noch Schlimmeres an einen herantreten," sagte Karoline. „Also, dann schicke ich morgen früh 'n Telegramm an Tante Jule, und morgen mittag reisen wir ab ..."

„Morgen?"

„Ja. Ich finde, die Sache muß sofort ins reine kommen, und dann — ich habe auch sonst meine Gründe. Abgesehen von deiner Rücksichtslosigkeit ..."

„Na, Karlineken, als angehende Schwiegereltern könnten wir ja in dem Punkt mal Frieden schließen. Du hast keine Ahnung, was ich bei dem schauderhaften Wetter zu leiden hatte, sonst wärste froh, daß ich überhaupt noch heimgekommen bin. Und was die Abreise betrifft, — meinswejen. Sie kommt zwar etwas plötzlich, und ich hätte eigentlich Verpflichtungen wegen dem Feez, den wir doch vorhatten ..."

„Das kommt wohl nicht in Betracht ..."

„Lassen wir's schießen und fahren morgen. Wir sind hierhergekommen, weil du es wolltest, und wir gehen, weil du es willst. Und ich muß sagen, der Abschied fällt mir nich schwer ..."

Er hatte seine besonderen Gründe, aber er erwähnte nichts davon.

„Du sprichst so, als wäre das eine Laune von mir," sagte Karoline. „Und doch bist du schuld, daß sich die Leute das herausnehmen ..."

„Wer — was — herausnehmen?"

„Wenn du immer den Ernst wahren würdest, käme keiner auf die Idee, daß er sich auf Henny Hoffnungen machen darf ..."

„Wer macht se?"

„Das ist es ja, daß du's nicht mal siehst! Herr Bünzli hat mir heute ganz unverblümt zu verstehen gegeben ..."

„Daß er Henny zu Frau Bünzli machen möchte? Is die Möglichkeit? Und du? Was hast du gesagt?"

„Nichts. So was überhört man ..."

„Ich hätt's nich überhört. Herrgott, daß mir das entgehen konnte! Junger Mann, hätt' ich gesagt, Sie sin an die falsche Adresse gekommen. Für Sie gibt's nischt wie die Tochter von 'nem Strumpfwirker oder von 'nem Trikotagengeschäftsinhaber. Was Ihnen fehlt, hätt' ich gesagt, sind Socken ... Und wann, Karoline, hat er den Überfall gemacht?"

„Heute nachmittag ... er begleitete mich doch ..."

Schnaase pfiff leise durch die Zähne. 'n Seifensieder ging ihm auf.

Also deswegen hatte der Lümmel seine Einfälle liederlich gefunden, weil es ihm mit den soliden Einfällen nich geglückt war?

„So 'n Flegel!" sagte er laut.

„Reg dich nich weiter auf!" sagte Karoline.

„Übrigens hat auch dein Oberleutnant Andeutungen gemacht ..."

„Mein is er nich. Und bei dem is es nich Ernst; da is es nur die angeborene österreichische Liebenswürdigkeit."

„Na ... ich weiß nich. Wenn wir noch länger hier wären. Und dann glaubt Henny, daß auch der dritte noch kommen würde, der junge Maler ..."

„Das glaub' ich nich. Ich muß sagen, er is 'n netter Mensch, und er hat sich heute famos benommen ..."

Karoline zuckte die Achseln.

„Kann man's wissen?"

„Merkwürdig!" sagte Schnaase, als er schon im Bette lag. „Wie Henny auf die Süddeutschen wirkt. Ausgerechnet in dem Nest müssen wir die Flucht ergreifen vor Heiratsanträgen. In Zoppot, wo doch Betrieb war, hab' ich nie was gemerkt. Oder du?"

„Geflirtet hat man dort auch ..."

„Eben. Das is es ja! Dort flirten se, und hier gehen se aufs Ganze. Is das nu ernstere Lebensauffassung oder Mangel an Kleingeld? Aber du willst wohl schlafen? Gute Nacht, Karline!" (Fortsetzung folgt.)

Der Kaffer und das Krokodil.

Skizze von **Ernst Otto Neidhard.**

Es sind jetzt an die zwanzig Jahre darüber hingegangen, und es war auf der „Volksflyt“, einem jener ausrangierten und ungemütlichen Dampfer, denen die Indische Stoomvaart Maatschappij den Postdienst zwischen Surabaya und Makassar anvertraut hat.

In einer Sternennacht, wie sie nur die Sundasee kennt, befand sich unser Schiff zwischen dem vierten und fünften Grad südlicher Breite, und Bob de Vries, unser alter Kapitän aus Rotterdam, hatte seine wenigen weißen Passagiere in der Bar der ersten Kajüte versammelt.

In jener Nacht ließ die Stimmung nicht lange auf sich warten, und in dieser erzählte uns Harry Harber seine rätselhafte und unglaubliche Geschichte, für deren Wahrheit er allein die volle Verantwortung zu übernehmen hat.

„Wie Sie wissen, meine Herren“ — so begann er — „bin ich jahrelang Pflanzer an der Ostgrenze von Transvaal gewesen, ehe ich die Kaffeeplantagen in der Provinz Deli übernahm. Erst die Englishmen, denen selbst anzugehören mich mein Name in Verdacht bringen könnte, haben mich durch ihren unseligen Krieg aus dem gesegneten Lande der Diamanten und der Kapbüffel vertrieben. Damals war ich ein leidenschaftlicher Nimrod und habe den ersten Jagdklub in Bulawajo gegründet.

Ich kam nur ab und zu in diese Stadt. Den größten Teil des Jahres verbrachte ich zwischen Busch und Strom auf meiner Farm, wo Josua, ein sehr anstelliger und landeskundiger Kaffer, mein Diener und Karel Houtcamp, ein schon in vorgerückten Jahren stehender, vom Aberglauben besessener Bure, mein Nachbar war.

Den in unmittelbarer Nähe unserer Ansiedlungen sich hinziehenden Busch, der erst viele Kilometer weit an den steilen Ufern des Sandflusses sein Ende erreichte, hatten wir gründlich mit der Büchse von Hochwild gesäubert, und so faßten wir eines Morgens den Beschluß, das Zelt auf den Rücken eines Esels zu laden und unser Glück auf den sich längs des Stromes hinziehenden Grasweiden zu probieren.

Mein Josua kannte sich aus. Seine Nase war feiner als die eines irischen Apporthundes. Wir hatten schon anderthalb Tagwanderungen durch den Sand, die Dornen und Akazien hinter uns. Der Graswuchs fing an üppiger zu werden, das sicherste Zeichen, daß wir nicht mehr allzu weit von dem Flußbett entfernt sein konnten. Plötzlich blieb Josua stehen. Er grinste, so daß sein weißes Gebiß wie der Schimmer des frischgefallenen Schnees auf einem finsteren Gebirge aufleuchtete, und deutete auf die Erde.

In der Tat! Er hatte sich auch diesmal nicht getäuscht. Die zierlichen Hufspuren wiesen auf eine Antilopenherde hin, die diese Weide erst in den Stunden nach Sonnenaufgang verlassen haben mußte.

Nun war Vorsicht geboten. Wir banden den Esel, der das Zelt auf seinem Rücken trug, an den Stamm einer Schirmakazie und pirschten uns, sozusagen lautlos, auf allen Vieren kriechend, die gespannten Flinten in den Händen, glücklich bis an das hohe Ufer des Flusses heran.

Die Freude unserer Jägerherzen war unbeschreiblich. Noch keine dreißig Meter von uns entfernt, gerade auf einer Steinterrasse, die sich steil in das Bett des Flusses senkte, stand ein Gnu. Ein kapitaler Bulle, wie ich trotz meiner reichen Erfahrungen nur selten einen zu Gesicht, geschweige denn vor den Lauf bekommen habe. Der leiseste Laut von unserer Seite, und er tauchte auf Nimmerwiedersehen in dem Bett des Sandflusses unter.

Ein stummes Zeichen mit den Augen, das war alles, was mir hier zu tun noch übrig blieb. Aber mein guter Josua hatte mich verstanden. Nicht minder Karel, der ja seit Jahr und Tag so etwas wie ein Trapper der südafrikanischen Steppe war. Mein Schuß krachte. Der Bulle war verschwunden. Kopfüber in den Fluß. Ob ich ihn getroffen hatte oder nicht, habe ich nie in meinem Leben ausfindig gemacht.

Ich muß in dieser Minute von Sinnen gewesen sein, und auch den alten Karel wird das Jagdfieber gepackt haben, denn er ließ meinen wahnwitzigen Befehl widerspruchslos durchgehen. Ich rief nämlich Josua zu: „Geschwind in den Fluß, vielleicht, daß wir das Gnu im Wasser noch erwischen können.“

Der Kaffer löste sein Lendentuch, und kaum gedacht und ausgesprochen, so war es schon getan. — Noch heute gellt mir Josuas Schrei in den Ohren: „Zu Hilfe, Baas, zu Hilfe!“ Noch heute höre ich die Erkenntnis der entsetzensvollen Wahrheit von den Lippen des alten Karel: „Ein Krokodil!“ Noch heute sehe ich den ebenholzschwarzen Körper aus den schmutziggelben Fluten auftauchen und dann für immer vor meinen Augen versinken! Klopfenden Herzens, die Flinten in der Hand, haben wir dann noch zwei Stunden am Ufer des Sandflusses auf der Lauer gelegen, des Augenblicks gewärtig, da die Bestie aus dem Wasser auftauchen sollte, um ihr mit einer wohlgezielten Kugel den Rest zu geben.

Wir haben umsonst gewartet und lagen, ich selbst wenigstens, in jener Nacht schlaflos in unserem Zelt. Als es zwei Uhr morgens geworden war, fuhr ich plötzlich auf: Vor meinen Blicken hob sich ein schwarzer Schatten. Es war ganz gewiß kein Zustand der Halluzinationen, in dem ich mich befand, denn einen solchen haben nicht nur meine Augen, sondern auch meine Ohren Lügen gestraft. Ich erkannte Josuas Stimme.

„Verzeihung, Baas“, so sprach diese Stimme, „wenn ich mich in das Zelt eingeschlichen habe, aber ich wollte nur die Feldflasche suchen und einen Schluck Genever trinken. Ich bin nämlich bis auf die Haut durchnäßt . . . und mich friert.“

Nun stand ich glücklich auf meinen beiden Beinen. Auch Karel war erwacht. Seine Lippen bebten: „Der Geist Josuas!“ Sie können sich vorstellen, daß ich dem alten Buren in dieser Minute weiter keine Beachtung geschenkt habe. Ich war nur dazu befähigt, eine einzige Frage zu stellen, und diese lautete: „Aber wo kommst du denn um des Himmels willen her, Josua?“

Und der Kaffer berichtete wortwörtlich, meine Herren, wie ich Ihnen das jetzt unter meinem Eid erzähle: „Das letzte Gefühl, daß ich in dem Sandfluß hatte, Baas, war ein wahnsinniger Schmerz und das Bewußtsein, daß mein linkes Bein in einen Abgrund versank. Es blitzte durch meinen Kopf: ein Krokodil! Manchmal ist es mir, als könne ich mich noch daran erinnern, daß ich die Nägel in die Augen der Bestie gebohrt habe! Dann versank mir alles in Nacht. Ich war nicht mehr . . . Als ich wieder zu mir kam, lag ich bäuchlings auf schlammigem Grunde, mit dem Kopf viel tiefer als mit den Füßen. Aber auf dem Trockenen. Um mich war es stockfinster. Und doch, dort war ein Spalt, durch den das Mondlicht hereinfiel. Ich hörte das Glucksen des Wassers. Der Spalt mußte geradewegs in den Fluß hinabführen. Aber dort, in entgegengesetzter Richtung, noch ein Lichtschimmer. Dem kroch ich nach, wie sehr mich auch das Bein und meine anderen Gliedmaßen schmerzten. Langsam wurde mir alles klar. Das Krokodil hatte mich in sein Schlupfloch geschleppt und liegen gelassen, um mich später in aller Ruhe verspeisen zu können. Was soll ich noch sagen? Der Lichtschimmer, der von oben in das Loch fiel, ward meine Rettung. Die Höhle der Bestie hatte zwei Ausgänge, einen in den Fluß und einen anderen in das Gras. Dieser andere hat mich gerettet. Und da bin ich!“

Nun, meine Herren! Ich habe Josua das Blut von seinem linken Bein abgewaschen, ich habe den Ärmsten getränkt und ihm trockene Kleider angelegt, und ich selbst würde diese rätselvolle Geschichte niemals glauben und würde sie Ihnen niemals erzählt haben, wenn ich nicht selbst die Spuren der spitzen Krokodilzähne auf der schwarzen Haut von Josuas Bein festgestellt hätte!“

Harry Harber schwieg. Wir alle miteinander sahen uns zweifelnd an und schwiegen gleichfalls. Nur Bob de Vries vermochte die Bemerkung nicht zu unterdrücken: „Sagen Sie, Harber, haben Sie im Klub von Bulawajo, wo Sie diese Jagdgeschichte doch sicherlich auch zum besten gaben, den Grog eigentlich aus Batavia-Arrak oder aus Jamaika-Rum gebraut?“

„Nein, Kapitän, aus Scotch Gin.“

„Gin . . ., dann freilich . . . Gin ist in seinen Wirkungen unberechenbar, Harber!“

Die Perlenkette.

Skizze von M. von Corvinus.

Sie war auf einer wilden Autofahrt verunglückt. Tödlich! Aber noch hatte sie einige Tage unter Qualen gelebt. Niemand durfte damals um sie sein, niemand als Anje Bergström, ihre Jugendgefährtin.

Und nun hatte man sie unter unzähligen Kränzen der Erde gegeben. Wie Silvy es gewollt. Nicht verbrennen, hatte sie gebeten — nein, unter grünem Rasen wollte sie ruhen, von Vögeln umsungen.

Die Trauergesellschaft saß noch bei einem Glase Wein beisammen. Man sprach von der Toten. Nur Konsul Brinken sah stumm in sein Glas. Silvy war das Kind seiner ersten Ehe gewesen, seiner Liebesehe. Er hatte sie sehr verwöhnt — in mancher Beziehung zu sehr, wie seine zweite Gattin behauptete. Ihre Kinder wurden benachteiligt. Ja, das wurden sie. Konsul Brinken aber dachte in diesem Augenblick, daß Silvys Locken in demselben Goldglanz geschimmert hatten wie die ihrer Mutter und daß er ihr den Herzenswunsch, Sven Boomgarden heiraten zu dürfen, hätte erfüllen sollen. Es war ein so hübscher, ranker Bursche gewesen, klug und gewandt. Seine Armut brauchte kein Hinderungsgrund zu sein. Hatte er, Konsul Brinken, nicht auch arm angefangen? Silvys Vermögen hätte einen Grundstock gebildet. Warum ließ er sich von Hiltrud beeinflussen? Ihn dünkte jetzt, daß er zu hart gegen Silvy gewesen war. Könnte er es ungeschehen machen . . .

Da drang die helle Stimme Hiltruds zu ihm herüber. Warum sprach sie so laut? Es kam ihm in dieser Stunde tempelschänderisch vor. Sie lachte sogar — ja, sie lachte! Und nun wandte sie sich zu ihm: „Denke dir, Brinken, Anje will die Perlenkette Silvias" — sie sagte nie Silvy — „kaufen. Das ist doch unmöglich! Sie hat ein Vermögen gekostet. Wollen Sie das opfern, Anje?"

Jawohl, das wollte sie! Konsul Brinken horchte auf. Er war Geschäftsmann. „Ich bin dein Vormund, Anje. Die Kette verschlingt die Hälfte deines Vermögens."

Hiltrud war empört. Der Mann ließ sich auf Verhandlungen ein! Sollte die Kette Swanhild verloren gehen? Bei der jetzigen Geschäftslage kaufte der Gatte ein solches Juwel nicht ein zweites Mal. Anje beharrte auf ihrem Wunsch. Aber der Vormund gab dem Verlangen nicht nach. „Wenn du mündig bist, wollen wir weiter darüber sprechen", sagte er. Konsul Brinken hatte die Blicke seiner Gattin und seiner Tochter aufgefangen und wagte nicht, die Kette Anje zu schenken, was er am liebsten getan hätte. Das Mädchen begann zu weinen, kniete neben dem Konsul nieder. „Ich bitte dich um die Kette — ich will sie ja kaufen — nur die! Es war Silvys Wunsch, daß ich die Kette . . ."

„Unmöglich!" rief Frau Hiltrud. „Ein solches Wertobjekt bleibt in der Familie."

Konsul Brinken erhob sich, zog Anje empor. „Nicht in dieser Stunde, mein Kind", murmelte er. „Nicht jetzt, wo Silvy eben — — Morgen wollen wir uns entscheiden."

Er verließ das Zimmer, ebenso Anje. Sie zerbiß ihr Taschentuch. Morgen, morgen war es vielleicht zu spät.

Am nächsten Tage fuhr Konsul Brinken zu dem Juwelier, bei dem er für Silvys Einsegnungstag die Kette gekauft. Denn er war eben durch und durch Geschäftsmann. Er mußte feststellen lassen, ob die Perlen heute noch denselben Wert besaßen. Es konnten einige gestorben sein. Das kam vor. Mit sehr ernstem Gesicht kehrte er zurück, rief Anje an und bat sie, in sein Geschäftsbureau zu kommen. Dort, zwischen den gepolsterten Türen, fühlte er sich ungestört.

„Anje", sagte er, „die Perlen sind falsch!"

„Ich wußte es — darum", entgegnete sie.

„Deshalb also? Damit es nicht herauskommen sollte?" Anje nickte.

„Und weshalb — — — wozu brauchte Silvy das Geld?"

„Um Sven Boomgarden drüben in Argentinien eine Existenz zu gründen. In einem Jahr wäre sie mündig geworden und ihm gefolgt."

Konsul Brinken schwieg kurze Zeit. Dann reckte er sich in die Höhe. „Mein Kind", sagte er mit leichtem, stolzen Lächeln, „mein Kind." Aber er hatte sagen wollen: „Mein Blut!"

„Und du hast die Hälfte deines Vermögens opfern wollen, Anje, obwohl du wußtest . . ."

„Wir hatten uns am Einsegnungstage Freundschaft geschworen — Silvy und ich, Ohm Brinken", sagte Anje leuchtenden Auges und warf den braunen Kopf zurück.

Der Konsul fuhr ihr zärtlich über das Haar. „Willst du die unechten Perlen tragen, Anje? Sie sind eine tadellose Nachahmung. Dennoch — — —"

„Ich werde sie nie mehr ablegen, Ohm Brinken."

Da legte er ihr die Kette um den schlanken Hals.

„Ich danke dir, Ohm. Du verrechnest es wohl — — —"

Er hielt ihr den Mund zu. „Dein Vermögen bleibt unangetastet in meinem Gewahrsam, Anje. Und — ich danke dir für deine Treue. Alles bleibt unter uns, Anje! Vielleicht sieht es Silvy . . ."

Da warf sich Anje ungestüm an seinen Hals.

Aphorismen.

Von Heinrich Renck.

Den Glauben an die Macht des Guten erhält man sich am besten, wenn man den Menschen möglichst wenig Gutes zutraut.

•

Obwohl vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, führt vom Lächerlichen zum Erhabenen überhaupt kein Weg.

•

Es gibt wohl ein leibliches, aber kein geistiges Existenzminimum.

•

Wer klug im höchsten Sinne ist, darf in Alltagsfragen ruhig ein wenig dumm sein.

•

Gedankenarmut wird dadurch zu keinem Reichtum, daß man sie in einem Dutzend Sprachen auszudrücken vermag.

•

Wenn alles nach Führung schreit, hat es die Verführung am leichtesten.

Lustige Rundschau

Die liebe Freundin.



„Du, Grete, was hat Max von mir erzählt?"
„Er ist ganz weg von dir."
„Oh! Wirklich?"
„Ja! — Er kommt nie wieder!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.